

Feierabend

Unterhaltungs-Beilage der Sächsischen Volkszeitung

Nr. 17

Sonntag den 24. April

1910

4. Sonntag nach Ostern.

Ev.: Der hl. Geist überzeugt die Welt von der Sünde und der Gerechtigkeit und dem Gerichte. Johannes 16, 5-14.

Indem uns Gott den Glauben auflegte als unerlässliche Bedingung unseres Seelenheils, mußte auch seine Liebe Sorge tragen, den Glauben leicht zu machen. Darum hat er unserem Willen jene Richtung gegeben, die man die Neigung zu glauben heißen könnte. Ohne Zweifel, wenn man auf das Äußere unserer Gesellschaft blickt, möchte man sagen, daß die Gedanken der Menge von dem materiellen Interesse gänzlich beherrscht werden, allein niemand gebe sich deshalb einer Täuschung hin. In jedem Menschen liegt ein geheimer Trieb, der ihn häufig in das Innere seiner Seele führt, der ihn quält und zwingt, über seine Natur, seinen Ursprung und seine Bestimmung nachzudenken. Alsdann erscheint der Glaube als ein Bedürfnis, als eine Notwendigkeit. Man kann vom Glauben das sagen, was man vom Gebete gesagt hat, er sei das Atmen der Seele. Um nicht zu glauben, muß man sich Gewalt antun, muß man sich in einen unnatürlichen Zustand versetzen. Gewiß, einige bringen das in ihrer Geistesverwirrung zuwege, wenn auch ihr Unglaube des öfteren zum Aberglauben wird und so kommen diejenigen, die nicht der Religion glauben wollen, schließlich dahin, daß sie an alle möglichen Phantastiegebilde, an alle möglichen Träumereien glauben. Sie weisen die Geheimnisse der Offenbarung als unbegreiflich zurück nur deshalb, um sich auf andere ebenso unbegreifliche und noch dazu ungereimte zu stürzen. Niemals wird man aber den Glauben aus dem Herzen der Völker ausrotten können, mag man auch törichterweise das Bedürfnis, zu glauben, wegleugnen. Dieser vernünftige Trieb ist so tief in die menschliche Natur hineingesenkt, daß einer, der zum Gebete sich nicht verstehen will, wohl manchmal eine Gotteslästerung im Munde führt, die zugleich einen Glaubensakt zum Ausdruck bringt. Im übrigen können wir auf das Zeugnis der Jahrhunderte und der Völker verzichten, wenn Plutarch den Gedanken wahrer Weisheit in die berühmten Worte zusammenfaßt: Es ist leichter, eine Stadt ohne Mauern, ohne Befeste, eine Stadt ohne Theater zu finden, als eine Stadt ohne Gottheit. Da der heilige Paulus Athen besuchte und seine Götterbilder betrachtete, sagte er, dieses Volk, das im Altertume am meisten der Philosophie huldigte, sei religiös bis zum Uebermaße gewesen. Und wenn wir in unsere Kathedralen eintreten, um welche mächtige Städte entstanden sind, wenn wir die herrlichen Kirchtürme Deutschlands betrachten, um die herum sich die Menschen angesiedelt haben, sehen wir alsdann nicht, daß kein menschliches Leben möglich ist ohne Glauben? Der Mensch ist nur ein wenig unter die Engel gesetzt, sagt der Psalmist, er ist Gottes Ebenbild und sein Werkzeug, eine himmlische, keine irdische Pflanze. Und gerade deshalb kann er nicht für den Körper allein leben, der Körper ist das Werkzeug der Seele und die Seele ist das Werkzeug Gottes. Es ist darum notwendig, daß dieser Geist, die Seele, nach unsichtbaren, höheren Regionen strebe, und daß er, möge er

in den Abgründen des Irrtums oder auf dem Gipfel der Wahrheit weilen, dem eingeschaffenen Bedürfnisse gehorche, das ihn antreibt, zu glauben. Ja, der Mensch hat ein Bedürfnis zu glauben, denn ohne den Glauben erkennt er sich selbst nicht. Der Mensch hat ein Bedürfnis zu glauben, denn ohne den Glauben vermag seine arme Vernunft sich nur im Irrtum zu gefallen, er hat ein Bedürfnis zu glauben, denn ohne den Glauben fehlt es seinen Begriffen und somit allem, was er tut, an Erhabenheit und Größe. Wie können auch seine Gedanken richtig, wie seine Handlungen groß, die Entschlüsse seines Geistes edel, wie seine Werke weise sein, wenn sein Glaube ihn nicht in Gott die ewige Wahrheit, jegliche Gerechtigkeit, jegliche Liebe, alle Heiligkeit zeigte? Allein der Mensch hat auch ein Bedürfnis zu glauben, weil er ohne den Glauben jenes Glück nicht findet, das er anstrebt.

Es gibt in der menschlichen Sprache ein Wort, das mit unwiderstehlicher Gewalt zum Herzen spricht, ein Wort, das das Vorrecht hat, die Seele zu ergreifen, sie zu bewegen, ein Wort, das süß dem Ohre klingt, wie der Name des Vaterlandes dem Ohre des Verbannten, der Name des Vaters dem Ohre des Sohnes, und dieses Wort verfehlt seinen Eindruck ebenso wenig auf das Kind wie auf den Erwachsenen, auf den Gelehrten wie auf den Unwissenden, auf den Armen wie auf den Reichen, auf die Menschen, die in den Wäldern leben, wie auf jene, welche die Städte bevölkern. Und welches ist dieses Wort? Es ist das Glück. In der Tat, der Mensch ist für das Glück geschaffen, das Glück ist sein Beruf, sein Ziel und Ende. Für dieses wurde er ins Dasein gerufen, nach diesem strebt er mit der ganzen Kraft seiner Seele. Ja, der Mensch ward geschaffen, um glücklich zu sein, wie die Vögel geschaffen wurden, um zu fliegen, die Fische, um im Wasser zu schwimmen. Das Kind verlangt das Glück von seinen Eltern, die Jugend von den reinen Freuden der Familie, wenn sie es nicht in trüben Quellen sucht, der Vater sucht es in den Liebesungen seiner Kinder, der Großvater in den Liebesbeweisen seiner Enkel. Dies ist also das dem Menschen notwendige Ideal, das Glück. Aber, wie es erreichen? Welches sind die Bedingungen, um zu ihm zu gelangen?

Ein Mensch, der seine Jugend in Verirrungen zugebracht, aber durch die Erfahrung bekehrt worden war, sagte eines Tages zu seinem Söhnchen, das gerade zur ersten heiligen Kommunion gehen sollte: Mein Kind, die Handlung, die du vollziehen wirst, ist eine überaus feierliche und vor allem, sie ist entscheidend für deine Zukunft. Wisse, daß es nur zwei Wege gibt: auf dem einen findest du den Glauben, auf dem anderen den Unglauben, auf dem ersten wirst du glücklich sein, auf dem anderen nicht. Wenn du den Glauben an die christliche Religion bewahrst, wirst du Prüfungen zu überwinden, Kämpfe zu bestehen haben, allein du wirst glücklich sein, weil der Friede in deinem Gewissen wohnt. Wenn du aber den Glauben verleugnest, wird vielleicht der Erfolg deine Anstrengungen krönen und das Glück dir lächeln, aber du wirst nicht glücklich sein. Fürwahr, eine herrliche Sprache, eine weise Lehre von seiten eines Mannes, den die Welt enttäuscht hatte. Diese Worte sind

die Erläuterung der bekannten Wahrheit: Wenn Jesus gegenwärtig ist, so ist alles glücklich, ist aber Jesus abwesend, so ist alles traurig. Jesus zu besitzen, ist das höchste aller Güter, ihn zu verlieren das größte Uebel. Mit Jesus sein, auch in Prüfungen, ist ein Glück, ohne ihn sein, auch inmitten irdischer Freuden, ist eine Hölle.

Herzensweh im Blütenschnee.

Warmer Frühlingssonnenstrahl
Hat des Winters Kraft gebrochen,
Stärker fängt drum überall
An der Lebenspuls zu pochen.

Was gebannt durch Schnee und Eis
Schlummerte im Erdenchoße,
Kockt der KENZ hervor ganz leif,
Naht er sich mit süß' Gelose.

Schmückt der Fluren kahle Scholle
Strauch und Baum mit saft'gem Grün,
Streut der festesfreud' zum Hölle
Blumen, Blüten üppig hin . . .

Wenn im Herbst der Wanderer müde
Legte seinen Stab beiseit',
folgt' er rüstig jetzt dem Triebe
Zu durchziehen die Herrlichkeit.

findet er auf seiner Reise
Zwischen schimmernd weißer Pracht
Auch die Quitt' erglühn zum Preise
Ihres Schöpfers Lieb und Macht?

Weckt sie dann in seiner Brust
Wohl Erinnerungsschein,
Wie einst auf die laut're Lust
folgte Liebespein?

Wandersmann, behalte Mut,
Quillt aus wundem Herzen Blut,
Höre an in solchen Tagen,
Was die Quitt' dir will sagen:

Jedes bitter Menschenleid
Endlich doch vernarbt die Zeit,
Auch die düstre Trauerweide
Prangt im hoffnungsgrünen Kleide.

Wandersinn, o Himmelsgabe,
Wenn sich die Natur verjüngt,
Daß das Auge sich dran labe
Und das Herz auch Trost empfind't! . . .

Clearius.

Die Judenbuche.

Ein Sittengemälde aus dem gebirgigten Westfalen
von Annette Frein von Droste-Hülshoff.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

Jetzt nahen die beiden sich der Stelle des Teutoburger Waldes, wo das Brederholz den Abhang des Gebirges niedersteigt und einen sehr dunklen Grund ausfüllt. Bis jetzt war wenig gesprochen worden. Simon schien nachdenkend, der Knabe zerstreut, und beide keuchten unter ihren Säcken. Plötzlich fragte Simon: „Trinkst du gern Branntwein?“ — Der Knabe antwortete nicht. „Ich frage, trinkst du gern Branntwein? Gibt dir die Mutter zuweilen welchen?“ — „Die Mutter hat selbst keinen,“ sagte Friedrich. — „So, so, desto besser! — Kennst du das Holz da vor uns?“ — „Das ist das Brederholz.“ — „Weißt du auch, was darin vorgefallen ist?“ — Friedrich schwieg. Indessen kamen sie der düsteren Schlucht immer näher.

„Betet die Mutter noch so viel?“ hob Simon wieder an. — „Ja, jeden Abend zwei Rosenkränze.“ — „So? und du betest mit?“ — Der Knabe lachte halb verlegen mit einem durchtriebenen Seitenblick. — „Die Mutter betet in der Dämmerung vor dem Essen den einen Rosenkranz, dann bin ich noch nicht wieder da mit den Kühen, und den anderen im Bette, dann schlaf ich gewöhnlich ein.“ — „So, so, Gefelle!“ — Diese letzten Worten wurden unter dem Schirm einer weiten Buche gesprochen, die den Eingang der Schlucht überwölbte. Es war jetzt ganz finster; das erste Mondviertel stand am Himmel, aber seine schwachen Schimmer dien-

ten nur dazu, den Gegenständen, die sie zuweilen durch eine Lücke der Zweige berührten, ein fremdartiges Ansehen zu geben. Friedrich hielt sich dicht hinter seinem Ohm; sein Odem ging schnell, und wer seine Züge hätte unterscheiden können, würde den Ausdruck einer ungeheuren, doch mehr phantastischen als furchtsamen Spannung darin wahrgenommen haben. So schritten beide rüstig voran, Simon mit dem festen Schritt des abgehärteten Wanderers, Friedrich schwankend und wie im Traume. Es kam ihm vor, als ob alles sich bewegte und die Bäume in den einzelnen Mondstrahlen bald zusammen, bald von einander schwankten. Baumwurzeln und schlüpfrige Stellen, wo sich das Wasser gesammelt, machten seinen Schritt unsicher; er war eintige Male nahe daran, zu fallen. Jetzt schien sich in einiger Entfernung das Dunkel zu brechen, und bald traten beide in eine ziemlich große Lichtung. Der Mond schien klar hinein und zeigte, daß hier noch die Art vor kurzem unbarmherzig gewütet hatte. Ueberall ragten Baumstümpfe hervor, manche mehrere Fuß über der Erde, wie sie gerade in der Eile am bequemsten zu durchschneiden gewesen waren; die verpönte Arbeit mußte unversehens unterbrochen worden sein, denn eine Buche lag quer über dem Pfade, in vollem Laube, ihre Zweige hoch über sich streckend und im Nachtwinde mit den noch frischen Blättern zitternd. Simon blieb einen Augenblick stehen und betrachtete den gefällten Stamm mit Aufmerksamkeit. In der Mitte der Lichtung stand eine alte Eiche, mehr breit als hoch; ein blasser Strahl, der durch die Zweige auf ihren Stamm fiel, zeigte, daß er hohl sei, was ihn wahrscheinlich vor der allgemeinen Zerstörung geschützt hatte. Hier ergriff Simon plötzlich des Knaben Arm.

„Friedrich, kennst du den Baum? Das ist die breite Eiche.“ — Friedrich fuhr zusammen und klammerte sich mit kalten Händen an seinen Ohm. „Sieh,“ fuhr Simon fort, „hier haben Ohm Franz und der Hülsmeier deinen Vater gefunden, als er in der Betrunktheit ohne Buße und Selung zum Teufel gefahren war.“ — „Ohm, Ohm!“ keuchte Friedrich. — „Was fällt dir ein. Du wirst dich doch nicht fürchten? Satan von einem Jungen, du kneipst mir den Arm! Laß los, los!“ — Er suchte den Knaben abzuschütteln. „Dein Vater war übrigens eine gute Seele; Gott wird's nicht so genau mit ihm nehmen. Ich hatte ihn so lieb wie meinen eigenen Bruder.“ — Friedrich ließ den Arm seines Ohms los; beide legten schweigend den übrigen Teil des Waldes zurück und das Dorf Brede lag vor ihnen, mit seinen Lehmhütten und den einzelnen besseren Wohnungen von Ziegelsteinen, zu denen auch Simons Haus gehörte.

Am nächsten Abend sah Margret schon seit einer Stunde mit ihrem Rocken vor der Thür und wartete auf ihren Knaben. Es war die erste Nacht, die sie zugebracht hatte, ohne den Atem ihres Kindes neben sich zu hören, und Friedrich kam noch immer nicht. Sie war ärgerlich und ängstlich und wußte, daß sie beides ohne Grund war. Die Uhr im Turme schlug sieben, das Vieh kehrte heim; er war noch immer nicht da und sie mußte aufstehen, um nach den Kühen zu schauen.

Als sie wieder in die dunkle Küche trat, stand Friedrich am Herde; er hatte sich vorn über gebeugt und wärmte die Hände an den Kohlen. Der Schein spielte auf seinen Zügen und gab ihnen ein widriges Ansehen von Magerkeit und ängstlichem Zucken. Margret blieb in der Tennentür stehen, so seltsam verändert kam ihr das Kind vor.

„Friedrich, wie geht's dem Ohm?“ Der Knabe murmelte einige unverständliche Worte und drängte sich dicht an die Feuermauer. — „Friedrich, hast du das Reden verlernt? Junge, tu, das Maul auf! Du weißt ja doch, daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre.“ — Das Kind erhob seine Stimme und geriet dermaßen ins Stammeln, daß Margret es um nichts mehr begriff. —

„Was sagst du? einen Gruß von Meister Semmler? Wieder fort? Wohin? Die Kühe sind schon zu Hause. Verfluchter Junge, ich kann dich nicht verstehen. Warte, ich muß

einmal sehen, ob du keine Zunge im Munde hast!" — Sie trat heftig einige Schritte vor. Das Kind sah zu ihr auf mit dem Jammerblick eines armen, halbwüchsigen Hundes, der Schildwacht stehen lernt, und begann in der Angst mit den Füßen zu stampfen und den Rücken an der Feuermauer zu reiben.

Margret stand still; ihre Blicke wurden ängstlich. Der Knabe erschien ihr wie zusammengeschrumpft auch seine Kleider waren nicht dieselben, nein, das war ihr Kind nicht! Und dennoch — „Friedrich, Friedrich!" rief sie.

In der Schlafkammer klappte eine Schranktüre und der Gerufene trat hervor, in der einen Hand eine sogenannte Holzschenvioline, das heißt einen alten Holzschuh, mit drei bis vier zerschabten Geigensaiten überspannt, in der anderen einen Bogen, ganz des Instrumentes würdig. So ging er gerade auf sein verkümmertes Spiegelbild zu, seinerseits mit einer Haltung bewußter Würde und Selbständigkeit, die in diesem Augenblicke den Unterschied zwischen beiden sonst merkwürdig ähnlichen Knaben stark hervortreten ließ.

„Da, Johannes!" sagte er und reichte ihm mit einer Gönnermiene das Kunstwerk; „da ist die Violine, die ich dir versprochen habe."

„Mein Spielen ist vorbei, ich muß jetzt Geld verdienen." — Johannes warf noch einmal einen scheuen Blick auf Margret, streckte dann langsam seine Hand aus, bis er das Dargebotene fest ergriffen hatte, und brachte es wie verstoßen unter die Flügel seines armseligen Tüchchens.

Margret stand ganz still und ließ die Kinder gewähren. Ihre Gedanken hatten eine andere, sehr ernste Richtung genommen, und sie blickte mit unruhigem Auge von einem auf den anderen. Der fremde Knabe hatte sich wieder über die Kohlen gebeugt mit einem Ausdruck augenblicklichen Wohlbehagens, der an Albernheit grenzte, während in Friedrichs Zügen der Wechsel eines offenbar mehr selbstischen als gutmütigen Mitgeföhls spielte und seine Augen in fast glasartiger Klarheit zum ersten Male bestimmt den Ausdruck jenes ungebändigten Ehrgeizes und Hanges zum Großtun zeigte, der nachher als so starkes Motiv seiner meisten Handlungen hervortrat.

Der Ruf seiner Mutter störte ihn aus Gedanken, die ihm eben so neu als angenehm waren.

Sie sah wieder am Spinnrade.

„Friedrich," sagte sie zögernd, „sag einmal —" und schwieg dann. Friedrich sah auf und wandte sich, da er nichts weiter vernahm, wieder zu seinem Schüßling. — „Nein, höre —" und dann leiser: „Was ist das für ein Junge? Wie heißt er?" — Friedrich antwortete ebenso leise: „Das ist des Ohms Simon Schweinehirt, der eine Botschaft an den Hülsmeier hat. Der Ohm hat mir ein Paar Schuhe und eine Weste von Drilling gegeben, die hat mir der Junge unterwegs getragen; dafür hab ich ihm meine Violine versprochen; er ist ja doch ein armes Kind; Johannes heißt er." — „Nun?" sagte Margret — „Was willst du, Mutter?" — „Wie heißt er weiter?" — „Ja — weiter nicht — oder warte — doch: Niemand, Johannes Niemand heißt er. — Er hat keinen Vater," fügte er leiser hinzu. —

Margret stand auf und ging in die Kammer. Nach einer Weile kam sie heraus mit einem harten, finsternen Ausdruck in den Mienen. „So, Friedrich," sagte sie, „laß den Jungen gehen, daß er seine Bestellung machen kann. — Junge, was liegst du da in der Nische? Hast du zu Hause nichts zu tun?"

Der Knabe raffte sich mit der Miene eines Verfolgten so eifertig auf, daß ihm alle Glieder im Wege standen und die Holzschenvioline bei einem Haare ins Feuer gefallen wäre.

„Warte, Johannes," sagte Friedrich stolz, „ich will dir mein halbes Butterbrot geben, es ist mir doch zu groß, die Mutter schneidet allemal übers ganze Brot."

„Laß doch," sagte Margret, „er geht doch nach Hause."

Ja, aber er bekommt nichts mehr; Ohm Simon ist um sieben Uhr." Margret wandte sich zu dem Knaben: „Geht man dir nichts auf? Sprich, wer sorgt für dich?" — „Niemand," stotterte das Kind. — „Niemand?" wiederholte sie; „da nimm, nimm!" fügte sie heftig hinzu; „du heißt Niemand und niemand sorgt für dich! Das sei Gott geklagt! Und nun mach dich fort! Friedrich, geh nicht mit ihm, hörst du, geht nicht zusammen durchs Dorf." — „Ich will ja nur Holz holen aus dem Schuppen," antwortete Friedrich. — Als beide Knaben fort waren, warf sich Margret auf einen Stuhl und schlug die Hände mit dem Ausdruck des tiefsten Jammers zusammen. Ihr Gesicht war bleich wie ein Tuch. „Ein falscher Eid, ein falscher Eid!" stöhnte sie. „Simon, Simon, wie willst du vor Gott bestehen!"

So sah sie eine Weile, starr mit geklemmten Lippen, wie in völliger Geistesabwesenheit. Friedrich stand vor ihr und hatte sie schon zweimal angeredet. „Was ist's? was willst du?" rief sie auffahrend. — „Ich bringe Euch Geld," sagte er, mehr erstaunt als erschreckt. — „Geld? wo?" Sie regte sich und die kleine Münze fiel klingend auf den Boden. Friedrich hob sie auf. — „Geld vom Ohm Simon, weil ich ihm habe arbeiten helfen. Ich kann mir nun selber was verdienen." — „Geld vom Simon? wirf's fort, fort! — nein, gib's den Armen. Doch nein, behalt's," flüsterte sie kaum hörbar; „wir sind selber arm; wer weiß, ob wir bei dem Betteln vorbeikommen!" — „Ich soll Montag wieder zum Ohm und ihm bei der Einsaat helfen." — „Du wieder zu ihm? nein, nein, nimmermehr!" Sie umfaßte ihr Kind mit Festigkeit. „Doch," fügte sie hinzu, und ein Tränenstrom stürzte ihr plötzlich über die eingefallenen Wangen; „geh, er ist mein einziger Bruder, und die Verleumdung ist groß! Aber halt Gott vor Augen und vergiß das tägliche Gebet nicht!"

Margret legte das Gesicht an die Mauer und weinte laut. Sie hatte manche harte Last getragen, ihres Mannes üble Behandlung, noch schwerer seinen Tod und es war eine bittere Stunde, als die Witwe das letzte Stück Ackerland einem Gläubiger zur Ruhietzung überlassen mußte und der Pflug vor ihrem Hause stille stand. Aber so war ihr nie zumute gewesen; dennoch, nachdem sie einen Abend durchgeweint, eine Nacht durchwacht hatte, war sie dahin gekommen, zu denken, ihr Bruder Simon könne so gottlos nicht sein, der Knabe gehöre gewiß nicht ihm, Ähnlichkeiten wollen nichts beweisen. Hatte sie doch selbst vor vierzig Jahren ein Schwesterchen verloren, das genau dem fremden Hesselkrämer glich. Was glaubt man nicht gern, wenn man so wenig hat und durch Unglauben dies wenige verlieren soll!

Von dieser Zeit an war Friedrich selten mehr zu Hause. Simon schien alle wärmeren Geföhle, deren er fähig war, dem Schwesterohne zugewendet zu haben; wenigstens vermied er ihn sehr und ließ nicht nach mit Botschaften, wenn ein häusliches Geschäft ihn auf einige Zeit bei der Mutter hielt. Der Knabe war seitdem wie verwandelt, das träumerische Wesen gänzlich von ihm gewichen, er trat fest auf, fing an, sein Aeußeres zu beachten und bald in den Ruf eines hübschen, gewandten Burschen zu kommen. Sein Ohm, der nicht wohl ohne Projekte leben konnte, unternahm mitunter bedeutende öffentliche Arbeiten, z. B. beim Wegbau, wobei Friedrich für einen seiner besten Arbeiter und überall als seine rechte Hand galt; denn obgleich dessen Körperkräfte noch nicht ihr volles Maß erreicht hatten, kam ihm doch nicht leicht jemand an Ausdauer gleich. Margret hatte bisher ihren Sohn nur geliebt, jetzt fing sie an, stolz auf ihn zu werden und sogar eine Art Hochachtung für ihn zu fühlen, da sie den jungen Menschen so ganz ohne ihr Zutun sich entwickeln sah, sogar ohne ihren Rat, den sie, wie die meisten Menschen, für unschätzbar hielt und deshalb die Fähigkeiten nicht hoch genug anzuschlagen mußte, die eines so kostbaren Förderungsmittels entbehren konnten.

In seinem achtzehnten Jahre hatte Friedrich sich bereits einen bedeutenden Ruf in der jungen Dorfwelt gesichert

durch den Ausgang einer Wette, infolge deren er einen erlegten Eber über zwei Meilen weit auf seinem Rücken trug, ohne abzusetzen. Indessen war der Mitgenuß des Ruhmes auch so ziemlich der einzige Vorteil, den Margret aus diesen günstigen Umständen zog, da Friedrich immer mehr auf sein Neuferees verwandte und allmählich anfang, es schwer zu verdauen, wenn Geldmangel ihn zwang, irgend jemand im Dorfe darin nachzustehen. Zudem waren alle seine Kräfte auf den auswärtigen Erwerb gerichtet; zu Hause schien ihm, ganz im Widerspiel mit seinem sonstigen Rufe, jede anhaltende Beschäftigung lästig, und er unterzog sich lieber einer harten, aber kurzen Anstrengung, die ihm bald erlaubte, seinem früheren Hirtenamte wieder nachzugehen, was bereits begann, seinem Alter unpassend zu werden, und ihm gelegentlichen Spott zuzog, vor dem er sich aber durch ein paar derbe Zurechtweisungen mit der Faust Ruhe verschaffte. So gewöhnte man sich daran, ihn bald gepußt und fröhlich als anerkannten Dorfelegant an der Spitze des jungen Volkes zu sehen, bald wieder als zerlumpten Hirtenbuben einsam und träumerisch hinter den Kühen herherschleichend, oder in einer Waldlichtung liegend, scheinbar gedankenlos und das Moos von den Bäumen rupfend.

Um diese Zeit wurden die schlummernden Geseze doch einigermaßen aufgerüttelt durch eine Bande von Holzstreb- lern, die unter dem Namen der Blaufittel alle ihre Vor- gänger so weit an List und Frechheit übertraf, daß es dem Langmütigsten zu viel werden mußte. Ganz gegen den gewöhnlichen Stand der Dinge, wo man die stärksten Böcke der Herde mit dem Finger bezeichnen konnte, war es hier trotz aller Wachsamkeit bisher nicht möglich gewesen, auch nur ein Individuum namhaft zu machen. Ihre Benennung erhielten sie von der ganz gleichförmigen Tracht, durch die sie das Erkennen erschwerten, wenn etwa ein Förster noch einzelne Nachzügler im Dickicht verschwinden sah. Sie ver- herten alles wie die Wanderraupe, ganze Waldstrecken wur- den in einer Nacht gefällt und auf der Stelle fortgeschafft, so daß man am anderen Morgen nichts fand, als Späne und wüste Haufen von Lopholz, und der Umstand, daß nie Wagenspuren einem Dorfe zuführten, sondern immer vom Flusse her und dorthin zurück, bewies, daß man unter dem Schutze und vielleicht mit dem Beistande der Schiffseigen- tümer handelte. In der Bande mußten sehr gewandte Spione sein, denn die Förster konnten wochenlang umsonst wachen; in der ersten Nacht, gleichviel, ob stürmisch oder mondhell, wo sie vor Uebermüdung nachließen, brach die Zerstörung ein. Seltsam war es, daß das Landvolk umher ebenso unwissend und gespannt schien, als die Förster selber.

Von einigen Dörfern ward mit Bestimmtheit gesagt, daß sie nicht zu den Blaufitteln gehörten, aber keines konnte als dringend verdächtig bezeichnet werden, seit man das verdächtigste von allen, das Dorf B., freisprechen mußte. Ein Zufall hatte dies bewirkt, eine Hochzeit, auf der fast alle Bewohner dieses Dorfes notorisch die Nacht zugebracht hatten, während zu eben dieser Zeit die Blaufittel eine ihrer stärksten Expeditionen ausführten.

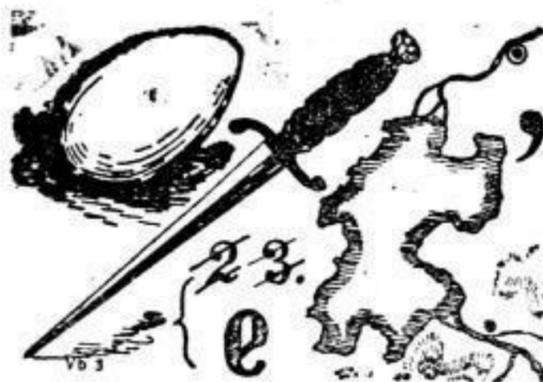
Der Schaden in den Forsten war indes allzugroß, des- halb wurden die Maßregeln dagegen auf eine bisher uner- hörte Weise gesteigert; Tag und Nacht wurde patrouilliert, Oberknechte, Hausbediente mit Gewehren versehen und den Forstbeamten zugesellt. Dennoch war der Erfolg nur ge- ring und die Wächter hatten oft kaum das eine Ende des Forstes verlassen, wenn die Blaufittel schon zum anderen einzogen. Das währte länger als ein volles Jahr, Wächter und Blaufittel, Blaufittel und Wächter, wie Sonne und Mond, immer abwechselnd im Besitze des Terrains und nie zusammentreffend.

Es war im Juli 1756 früh um 3 Uhr; der Mond stand klar am Himmel, aber sein Glanz fing an zu ermatten und im Osten zeigte sich bereits ein schmaler gelber Streifen, der den Horizont besäumte und den Eingang einer engen Talschlucht wie mit einem Goldbände schloß. Friedrich lag

im Grase, nach seiner gewohnten Weise, und schnitzelte an einem Weidenstabe, dessen knotigem Ende er die Gestalt eines ungeschlachteten Tieres zu geben versuchte. Er sah übermüdet aus, gähnte, ließ mitunter seinen Kopf an einem verwitterten Stammknorren ruhen und Blicke, dämmeriger als der Horizont, über den mit Gestrüpp und Aufschlag fast verwachsenen Eingang des Grundes streifen. Ein paar mal belebten sich seine Augen und nahmen den ihnen eigentümlichen glasartigen Glanz an, aber gleich nachher schloß er sie wieder halb und gähnte und dehnte sich, wie es nur faulen Hirten erlaubt ist. Sein Hund lag in einiger Entfernung nahe bei den Kühen, die unbekümmert um die Forstgeseze eben so oft den jungen Baumspitzen als dem Grase zusprachen und in die frische Morgenluft schnaubten. (Fortsetzung folgt.)

Rätsel - Ecke.

Bilderrätsel.



Räffelsprung.

	strei	ßer	in	ver	
au	lich	recht	durch	sch	sich
mat	welt	fe	gehn	willst	stehn
gründ	maß	biet	ge	frei	wird
ge	bei	das	nie	wer	du
	maß	nie	die	riet	

Gruppenrätsel.

chsic, derg, ennde, erlus, hselb, liert, ösztev rmens, tistw, stvor.

Vorstehende Buchstabenruppen sind so zu ordnen, daß sie, im Zusammenhang gelesen und sinngemäß zu Wörtern abgeteilt einen Sinn spruch ergeben.

Logogriph.

Das Mädchen aus der Fremde ist das Wort.
Man merkt's an Sprach' und Kleidung auch sofort,
Sie hat viel Freier hier, diemeil man glaubt,
Die Golde sei das Wort auch ohne Haupt. T. S.

Auflösung des Bilderrätsels in Nr. 16:
Lächerlichkeit tötet.

Auflösung des Vexierbildes in Nr. 18:
Betrachtet man das Bild von der rechten Seite, sieht man die Nachbarin deutlich.

Richtige Auflösungen sandten ein: Fritz Schuch, Franz Bauer, Emil Meyer, Karl Krahl, Dresden-A.; Max Gase, Dresden-N.